

**BEIHEFTE ZUR  
ZEITSCHRIFT FÜR ROMANISCHE PHILOLOGIE**

**BEGRÜNDET VON GUSTAV GRÜBER  
FORTGEFÜHRT VON WALTHER VON WARTBURG  
HERAUSGEGEBEN VON KURT BALDINGER**

**Band 179**



BRUNO STAIB

---

# Semantik und Sprachgeographie

Untersuchungen zur strukturell-semantischen  
Analyse des dialektalen Wortschatzes



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

1980

*Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft*

---

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Staib, Bruno:**

Semantik und Sprachgeographie : Unters. zur strukturell-semant. Analyse d. dialektalen Wortschatzes / Bruno Staib. – Tübingen : Niemeyer, 1980.

(Zeitschrift für romanische Philologie : Beih. ; Bd. 179)

ISBN 3-484-52085-X

---

ISBN 3-484-52085-X ISSN 0084-5396

© Max Niemeyer Verlag Tübingen 1980

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege zu vervielfältigen. Printed in Germany.

Druck: Allgäuer Zeitungsverlag GmbH, Kempten

Einband: Heinr. Koch, Tübingen

# Inhaltsverzeichnis

VORWORT . . . . .	1
0. EINLEITUNG . . . . .	2
1. DIE TRADITIONELLE SPRACHGEOGRAPHIE . . . . .	6
1.1. OBJEKT, ZIEL UND METHODE DER SPRACHGEOGRAPHIE . . . . .	6
1.1.1. Das Objekt der Sprachgeographie . . . . .	6
1.1.2. Methode und Ziel der Sprachgeographie . . . . .	9
1.1.2.1. Die empirische Methode . . . . .	11
1.1.2.2. Die interpretative Methode . . . . .	13
1.2. SPRACHGEOGRAPHIE UND LEXIKOLOGIE . . . . .	14
1.2.1. Die Prinzipien sprachgeographischer Wort- betrachtung . . . . .	14
1.2.1.1. Geometrismus . . . . .	15
1.2.1.2. Biologismus und Pathologismus . . . . .	16
1.2.1.3. Sprachstratigraphie . . . . .	22
1.2.2. Onomasiologie und Semasiologie . . . . .	25
1.2.2.1. Onomasiologie in der Sprachgeographie . . . . .	25
1.2.2.2. Inhalt und Begriff . . . . .	26
1.2.2.3. Weisgerbers Modell der Lexikologie . . . . .	30
1.2.2.4. Onomasiologische Relationen . . . . .	31
1.2.2.5. Semasiologische Relationen . . . . .	33
1.2.2.6. Bedeutung und Bezeichnung . . . . .	34
1.2.2.7. Semasiologische und onomasiologische Felder . . . . .	37
1.2.3. Die Inhaltskomponente in der Sprachgeographie . . . . .	40
1.2.3.1. Der Atlas Gilliérons . . . . .	40
1.2.3.2. Die Nachfolger des ALF . . . . .	46
1.2.3.2.1. Der Explorator . . . . .	49
1.2.3.2.2. Die Fragemethode . . . . .	51
1.2.3.2.3. Der Questionnaire . . . . .	56
1.2.4. Zusammenfassung . . . . .	67
2. DIE STRUKTURELLE SPRACHGEOGRAPHIE . . . . .	69
2.1. DIE THEORETISCHEN GRUNDLAGEN . . . . .	69
2.1.1. Die Aufgabenstellung . . . . .	70
2.1.2. Das Problem von <i>langue</i> und <i>parole</i> . . . . .	80

VI

2.1.3.	Idiolekt – Lokolekt – Dialekt . . . . .	86
2.1.3.1.	Hegers hierarchisches System . . . . .	86
2.1.3.2.	Idiolekt und <i>langue</i> . . . . .	87
2.1.3.3.	Lokolekt und <i>langue</i> . . . . .	89
2.1.3.4.	»Dialekt« . . . . .	93
2.1.4.	Das Diasystem . . . . .	96
2.1.4.1.	Die Konzeption Coserius . . . . .	97
2.1.4.2.	Das Diasystem in der Sprachgeographie . . . . .	98
2.1.4.3.	Das Diasystem als Inventarsystem . . . . .	99
2.1.4.4.	Das Diasystem als Bezugssystem . . . . .	100
2.2.	DIE STRUKTURELL-SEMANTISCHE SPRACHGEOGRAPHIE . . . . .	105
2.2.1.	Zur Anwendung des diasystematischen Vergleichs im Bereich der Lexik . . . . .	105
2.2.2.	Möglichkeiten struktureller Wortgeographie nach Goossens . . . . .	108
2.2.3.	Kritische Betrachtung einiger strukturell-lexikalischer Ar- beiten im Bereich der Dialektologie . . . . .	114
2.2.4.	Methodologische Überlegungen zu einer strukturell-dia- topischen Semantik . . . . .	144
3.	DIE STRUKTURELLE WORTFELDMETHODE NACH E. COSERIU UND H. GECKELER . . . . .	149
3.1.	DIE NOTWENDIGEN VORUNTERSCHIEDUNGEN . . . . .	150
3.2.	DIE STRUKTURIERUNG DES WORTSCHATZES . . . . .	154
3.2.1.	Die lexematischen Strukturen . . . . .	154
3.2.2.	Zur Definition des Wortfeldes . . . . .	155
3.2.3.	Zur Abgrenzung des Wortfeldes . . . . .	159
3.2.4.	Die lexikalischen Klassen . . . . .	162
3.2.5.	Die Bestimmung des lexematischen Inhalts . . . . .	164
4.	VORBEMERKUNGEN ZUR MATERIALERHEBUNG . . . . .	165
4.1.	Das Untersuchungsgebiet . . . . .	165
4.2.	Die Informanten . . . . .	169
4.3.	Die Enquête . . . . .	171
4.4.	Die Notierung . . . . .	172
5.	DAS FELD »TAGESZEITEN« . . . . .	174
5.1.	DIE GRUNDOPPOSITION <i>jorn/nuèit</i> . . . . .	174
5.2.	LEXEMATISCHE ANALYSE DES FELDES . . . . .	176
5.2.1.	Die »Tageszeiten« am P. 13 (Landeyrat) . . . . .	176
5.2.2.	Die »Tageszeiten« am P. 14 (Menet) . . . . .	184
5.2.3.	Die »Tageszeiten« am P. 17 (Murat) . . . . .	190

5.2.4.	Die »Tageszeiten« am P. 18 (Villedieu) . . . . .	191
5.2.5.	Die »Tageszeiten« am P. 41 (St-Jacques-des-Blats) . . . . .	195
5.2.6.	Die »Tageszeiten« am P. 43 (Paulhenc) . . . . .	196
5.3.	DIATOPISCHER VERGLEICH DER STRUKTUREN . . . . .	198
6.	DAS FELD »SCHNEIDEN« . . . . .	205
6.1.	VORÜBERLEGUNGEN . . . . .	205
6.2.	LEXEMATISCHE ANALYSE DES FELDES . . . . .	208
6.2.1.	Die Dimension »spezifisches Instrument« . . . . .	210
6.2.2.	Die Dimension »Objektbezug« . . . . .	214
6.2.3.	Die Dimension »Modalität der Handlung« . . . . .	218
6.2.4.	Die Dimension »Resultat der Handlung« . . . . .	223
6.3.	ZUSAMMENFASSUNG . . . . .	229
7.	DAS FELD »VERKEHRSWEG« . . . . .	232
7.1.	VORÜBERLEGUNGEN . . . . .	232
7.2.	LEXEMATISCHE ANALYSE DES FELDES . . . . .	234
7.2.1.	Das Feld »Verkehrsweg« am P. 13 (Landeyrat) . . . . .	234
7.2.1.1.	Die Dimension »spezifische Funktion« . . . . .	238
7.2.1.2.	Die Dimension »spezifische Situierung« . . . . .	239
7.2.1.3.	Die Dimension »Zustand« . . . . .	240
7.2.2.	Das Feld »Verkehrsweg« am P. 14 (Menet) . . . . .	242
7.2.2.1.	Die Dimension »spezifische Funktion« . . . . .	243
7.2.2.2.	Die Dimension »Zustand« . . . . .	244
7.2.3.	Das Feld »Verkehrsweg« am P. 17 (Murat) . . . . .	245
7.2.3.1.	Die Dimension »spezifische Funktion« . . . . .	246
7.2.3.2.	Die Dimension »spezifische Situierung« . . . . .	246
7.2.3.3.	Die Dimension »Zustand« . . . . .	247
7.2.4.	Das Feld »Verkehrsweg« am P. 18 (Villedieu) . . . . .	249
7.2.4.1.	Die Dimension »spezifische Funktion« . . . . .	250
7.2.4.2.	Die Dimension »spezifische Situierung« . . . . .	250
7.2.5.	Das Feld »Verkehrsweg« am P. 41 (St-Jacques-des-Blats) . . . . .	252
7.2.5.1.	Die Dimension »spezifische Funktion« . . . . .	253
7.2.5.2.	Die Dimension »spezifische Situierung« . . . . .	254
7.2.6.	Das Feld »Verkehrsweg« am P. 43 (Paulhenc) . . . . .	256
7.3.	ZUSAMMENFASSENDER DIATOPISCHER VERGLEICH . . . . .	257
8.	SCHLUSSBEMERKUNGEN . . . . .	260
	LITERATURVERZEICHNIS . . . . .	265
	PERSONENREGISTER . . . . .	279



## Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde im Juni 1978 vom Fachbereich Neuphilologie der Universität Tübingen als Dissertation angenommen. Sie versucht, einen Beitrag zur Beantwortung der Frage zu leisten, ob und inwiefern die Methoden des funktionellen Strukturalismus auch auf den Wortschatz in seiner diatopischen Diversität Anwendung finden können. Von zentraler Bedeutung ist hierbei das Problem der Analysierbarkeit des durch die Sprachatlanten bereitgestellten Wortschatzmaterials nach funktionellen Gesichtspunkten.

Ziel der Arbeit ist es, aus der kritischen Analyse unterschiedlicher Konzeptionen zur diatopischen Lexematik eine theoretische und praktische Methode zu entwickeln und an drei Wortfeldern aus dem nordokzitanischen Sprachraum anzuwenden.

Ich möchte hier all denen danken, die durch ihre ständige Bereitschaft zu Rat und Kritik das Zustandekommen dieser Arbeit gefördert haben. Dieser Dank gebührt an erster Stelle meinem akademischen Lehrer, Professor Dr. Eugenio Coseriu, der die Arbeit angeregt und ihr Werden sehr gefördert hat. Seiner sprachwissenschaftlichen Lehre ist sie zutiefst verpflichtet. Gleichfalls gilt mein Dank Professor Dr. Dieter Woll, der mich in die geographische Betrachtungsweise der Sprache einführte, sowie meinen Freunden und Kollegen am Romanischen Seminar der Universität Münster, hier vor allem Professor Dr. Wolf Dietrich und Professor Dr. Horst Geckeler, die durch ihre Bereitschaft zu ungezählten Gesprächen und durch ihr fortwährendes Interesse das Zustandekommen dieser Arbeit ganz entscheidend gefördert haben.

Ganz besonders aber möchte ich mich bei den Informanten des Département du Cantal bedanken, ohne deren bereitwillige und geduldige Auskünfte es mir niemals gelungen wäre, in die Tiefen ihrer Sprache einzudringen.

Schließlich danke ich Professor Dr. Kurt Baldinger herzlich für die ehrenvolle Aufnahme der Arbeit in die Reihe der Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die großzügige finanzielle Unterstützung und Herrn Harsch-Niemeyer für die verlegerische Betreuung der Arbeit.

Münster, im März 1979

Bruno Staib

## 0. Einleitung

Auf dem Romanistenkongress in Madrid 1965 bezeichnete I. Iordan die Beziehung zwischen den traditionellen Konzeptionen und den neueren Strömungen strukturalistischer Ausprägung als das bedeutendste Problem der romanischen Sprachwissenschaft<sup>1</sup>.

Eine jener sprachwissenschaftlichen Methoden, deren Herausbildung, theoretische Fundierung und praktische Anwendung vorwiegend mit der Romanistik in Verbindung gebracht wird, ist die Sprachgeographie. Wenngleich die Methode wissenschaftsgeschichtlich weiter zurückreicht, stellt der *Atlas linguistique de la France (ALF)* von J. Gilliéron und E. Edmont die erste Erfassung und kartographische Aufzeichnung der lebenden Mundarten eines größeren Sprachgebietes dar<sup>2</sup>. Anhand dieser Materialien entwickelte Gilliéron seine sprachgeographische Methode, die innerhalb und außerhalb der Romanistik zwar nicht nur auf ungeteilte Zustimmung stieß, aber dennoch relativ rasch eine große Zahl von Anhängern fand, die ähnliche Dialektaufnahmen für größere und kleinere Sprachgebiete unternahmen und in Kartenform veröffentlichten<sup>3</sup>.

In Frankreich gewann man die Erkenntnis, daß ein Großunternehmen in der Art des *ALF* notgedrungen Nachteile und Mängel mit sich bringt, die eine nur ungenaue Erfassung der Mundarten bewirken. Unter der Federführung von A. Dauzat entwickelte man folglich das Projekt des *Nouvel Atlas linguistique de la France par régions (NALF)*, das beabsichtigte, den sprachlichen Eigenheiten der einzelnen Sprachgebiete durch eine Reihe von Kleinraumatlanten gerecht zu werden, ohne deshalb die Erfassung der Mundarten im nationalen Rahmen zu vernachlässigen. Das Projekt sah vor, den französisch-okzitanischen Sprachraum mosaikartig mit 19 Regionalatlanten zu überziehen, wobei die Einteilung der Untersuchungsgebiete weitgehend nach den sprachlichen Besonderheiten einzelner Sprachlandschaften erfolgte<sup>4</sup>. Wie wir noch zeigen werden, brachte

<sup>1</sup> Cf. Iordan (1968), S. 104.

<sup>2</sup> Gilliéron/Edmont (*ALF*).

<sup>3</sup> Zu den Vorläufern und Nachfolgern des *ALF* siehe vor allem: Pop (1950), besonders Band I; Coseriu (1975), S. 15 – 20; Dauzat (1944), S. 15 – 19; Iordan (1962), S. 173–180 (zu den Anfängen und zum *ALF*), S. 231–246 (zu älteren kleinräumigen Materialsammlungen im französischsprachigen Raum), S. 287–303 (zu außerfranzösischen Sprachatlanten); Tagliavini (1973), S. 18–21 (Vorläufer und *ALF*), S. 25 – 30 (Nachfolger des *ALF*); Wolf (1975), S. 51 – 56.

<sup>4</sup> Siehe speziell zu den neueren französischen Regionalatlanten: Iordan (1962), S.

das Unternehmen Verbesserungen gegenüber dem *ALF* vorwiegend im Bereich der Aufnahmemethoden mit sich, während sich an der Grundkonzeption nichts änderte.

Es kann nun nicht übersehen werden, daß die genaue Erfassung mundartlichen Sprachmaterials nicht Selbstzweck ist, sondern als Grundlage für verschiedene detaillierte Einzeluntersuchungen dient, die vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, unter historischem Blickwinkel erfolgen. Dabei nimmt die historische Lautlehre den wohl bedeutendsten Platz innerhalb der Einzelstudien auf der Grundlage mundartlichen Sprachmaterials ein.

Ferner führten die Sprachatlanten auch zum Aufschwung einer Disziplin, deren Anfänge ebenfalls vor der eigentlichen Sprachgeographie liegen und die als Onomasiologie und Semasiologie die Beziehungen zwischen den beiden Seiten des sprachlichen Zeichens, der Inhaltsseite und der Ausdrucksseite, untersucht. Waren diese Studien zunächst nahezu ausschließlich historisch, also wortgeschichtlich angelegt, so boten die Sprachatlanten die Möglichkeit, vergleichende Untersuchungen auf synchroner Basis innerhalb der Dialekte einer Sprache anzustellen. Diese Richtung der onomasiologischen und semasiologischen Forschung hat bis heute eine große Anzahl von Arbeiten erbracht.

Im Brennpunkt der heutigen, vorwiegend von strukturalistischen Gesichtspunkten geprägten Sprachwissenschaft steht die Frage der sprachlichen Bedeutung. Vom frühen, in Amerika aufkommenden Strukturalismus nur halbherzig berücksichtigt<sup>5</sup>, hat die Bedeutungslehre in letzter Zeit einen ungeheuren Aufschwung genommen und sich gleichzeitig in eine Reihe von Richtungen aufgespalten, die teilweise weit über den eigentlichen Bereich der Sprachwissenschaft hinausreichen<sup>6</sup>. So unterscheidet H. Geckeler drei verschiedene Ausrichtungen der Semantik: 1. die linguistische Semantik, die sich mit den sprachlichen Bedeutungen befaßt; 2. die logische Semantik als Teil der allgemeinen Semiotik, die sich mit der denotativen Funktion der Sprache, also der Beziehung zwischen

---

303-305; Tuailon (1976), S. 17-33; Wolf (1975), S. 51-54; Pop (1950) I, S. 136-151.

<sup>5</sup> Cf. Bloomfield (1935), S. 140: »The statement of meaning is (. . .) the weak point in language-study, and will remain so until human knowledge advances far beyond its present state.« - Siehe hierzu auch Bierwisch (1969), S. 66: »Die strukturelle Linguistik spart die Semantik wegen der Unübersichtlichkeit des Gebiets zumeist aus ihren empirischen Analysen und zum Teil auch aus ihren theoretischen Überlegungen aus.«

<sup>6</sup> Nachdem anfänglich sowohl »Semantik« als auch »Semasiologie« gleichbedeutend als »Bedeutungslehre« verwendet wurden (cf. Baldinger (1957), S. 5: »Beide Bezeichnungen, »Semasiologie« und »Semantik« werden heute häufig und gleichbedeutend gebraucht.«), hat sich nun die terminologische Trennung durchgesetzt, wonach »Semasiologie« und »Onomasiologie« als Einzelrichtungen innerhalb der sprachwissenschaftlichen Semantik verstanden werden. Siehe hierzu Geckeler (1971), S. 23f. n. 1.

dem sprachlichen Zeichen und dem von ihm intendierten Objekt der außersprachlichen Wirklichkeit befaßt; 3. die allgemeine Semantik, die »das Ziel hat, gegen angebliche schädliche Auswirkungen der ›Macht der Sprache über das Denken‹ im Zusammenleben von Menschen anzukämpfen (...)«<sup>7</sup>. Eine ähnliche Dreiteilung macht auch P. Guiraud, der zwischen der psychologischen, der logischen und der linguistischen Semantik unterscheidet<sup>8</sup>, wobei er letztere definiert als »l'étude du sens des mots«<sup>9</sup>. Eine etwas andere Einteilung der Richtungen der Semantik macht H. Brekle, wenn er zwischen der »universalen Semantik«, die »Probleme des Aufbaus einer semantischen Theorie natürlicher Sprachen« behandelt, und der »synchronischen Semantik«, die »Aussagen über die Bedeutung sprachlicher Zeichen (Wörter) und Zeichenkombinationen (Wortzusammensetzungen, Sätze und - womöglich - auch Texte) einer bestimmten natürlichen Sprache« macht, unterscheidet<sup>10</sup>. Während also die universale Semantik allgemeinsprachlich ist, befaßt sich die synchrone Semantik mit einer Einzelsprache. In ähnlicher Weise unterscheidet Ullmann »deux sémantiques à l'intérieur de la linguistique«:

Il serait désirable de réserver le terme *sémantique* tout court à l'étude des significations lexicales et de parler de *sémantique syntaxique* quand on vise les fonctions des constructions, de leurs sous-unités ou de leurs combinaisons<sup>11</sup>.

In der vorliegenden Arbeit befassen wir uns mit den Zusammenhängen zwischen der linguistischen Semantik und der Sprachgeographie, wobei wir uns auf die Ebene des Wortes, also der lexikalischen Semantik beschränken. Angesichts der Tatsache, daß sich gerade die Wortsemantik in letzter Zeit vorwiegend mit Problemen der lexikalisch-semantischen Strukturen befaßt, wollen wir darstellen, in welcher Weise das von den Sprachatlanten bereitgestellte Wortmaterial der Mundarten in die strukturelle Untersuchung einbezogen werden kann.

Nun lassen sich auch innerhalb der strukturellen Wortsemantik der neueren Zeit zumindest drei Hauptrichtungen unterscheiden:<sup>12</sup>

»Strukturell«: aufgefaßt als Struktur oder vielmehr als Konfiguration von Assoziationen eines Zeichens mit anderen Zeichen im Wortschatz. (...) <sup>13</sup>

»Strukturell«: verstanden als Struktur der Interpretation eines signifiant. Hierbei handelt es sich im Grunde um eine semasiologische Fragestellung: Welches oder welche signifié(s) ist bzw. sind einem bestimmten signifiant zuzuordnen (›disambiguation‹)? (...) <sup>14</sup>

<sup>7</sup> Geckeler (1973), S. 1f.

<sup>8</sup> Guiraud (1962), S. 6.

<sup>9</sup> Guiraud (1962), S. 8.

<sup>10</sup> Brekle (1972), S. 11f.

<sup>11</sup> Ullmann (1969), S. 37f.

<sup>12</sup> Geckeler (1973), S. 9–11.

<sup>13</sup> So etwa Ch. Ballys »champ associatif« von frz. *boeuf*; cf. Bally (1940).

<sup>14</sup> Dies ist letztlich die Grundlage der Semantik der transformationell-generativen Grammatik. Näheres hierzu bei Geckeler (1971), S. 221–232; Gauger (1969).

»Strukturell«: begriffen als Struktur in analytischer Hinsicht, als Strukturierung der Inhaltsebene aufgrund der funktionellen lexikalischen Oppositionen.

Diese letztere Richtung struktureller Semantik kann als »strukturell« im eigentlichen Sinne bezeichnet werden, weil

- die Einheiten ein lexikalisches Paradigma bilden;
- die Inhalte sich in minimale bedeutungsdifferenzierende Züge zerlegen lassen;
- die differentiellen Inhalte der Lexeme als Struktur ihrer inhaltsunterscheidenden Züge bestimmt werden können<sup>15</sup>.

Diese Konzeption einer strukturellen Semantik erscheint auch aufgrund ihrer deutlichen Affinitäten zur phonologischen Struktur als für die Untersuchung von mundartlichem Wortmaterial geeignet, nicht zuletzt deshalb, weil die phonologische Analyse von Mundarten bereits zu einer Reihe von grundlegenden methodologischen und praktischen Arbeiten geführt hat, die eine Übertragung auf den lexikalisch-semantischen Bereich nahelegen.

Da für eine solche Übertragung struktureller Methoden auf den Bereich des Wortschatzes einer Mundart das zur Verfügung stehende Quellenmaterial das Hauptproblem darstellt, halten wir es für notwendig, auch die Bedingungen darzustellen, unter denen das Material der Sprachatlanten gesammelt wird.

Schließlich werden wir drei Wortfelder unter strukturellen Gesichtspunkten analysieren und darstellen. Das dafür erforderliche Material haben wir durch eine Enquête an sechs Untersuchungspunkten im französischen Zentralmassiv (im östlichen Teil des Dep. Cantal) im Frühjahr und Sommer 1977 gesammelt.

---

<sup>15</sup> Näheres hierzu unten Kapitel 3.

# 1. Die traditionelle Sprachgeographie

## 1.1. Objekt, Ziel und Methode der Sprachgeographie

### 1.1.1. Das Objekt der Sprachgeographie

Zwischen der Dialektologie und der Sprachgeographie bestehen fließende Übergänge, die sich hauptsächlich darauf zurückführen lassen, daß beide auf das gleiche Objekt gerichtet sind.

Es ist (...) nicht schwierig nachzuweisen, daß zwischen der Sprachgeographie und der Dialektologie sehr enge Beziehungen bestehen, denn beide haben das Studium der Volksmundarten zum Gegenstand. Diese zwei Disziplinen unterscheiden sich nur durch die Verfahren (nicht einmal bei diesem Punkt gibt es einen wesentlichen Unterschied, weil auch ein Mundartforscher im alten Sinne des Wortes sich der direkten Enquete an Ort und Stelle bedient) und vor allem durch die Art, wie sie das sprachliche Material darbieten (auf der einen Seite sind es Karten, auf der anderen Glossare und Texte)<sup>1</sup>.

Demgegenüber macht J. Fernández-Sevilla eine scharfe Trennung zwischen den beiden Disziplinen:

Sin embargo, nadie confunde hoy estas dos disciplinas, que evidentemente tienen puntos en común pero que también presentan claras diferencias. La dialectología se interesó y sigue interesándose por el estudio de los dialectos y de las hablas vivas en lo que éstas tienen de diferencial respecto a la lengua común. (...) La dialectología se ocupa también de estudiar las etapas históricas por las que han pasado los dialectos hasta llegar al estado en que hoy se encuentran. Por otro lado, la dialectología como disciplina lingüística se ocupa de *interpretar* los datos que, de una manera o de otra, logra allegar. (...) En cambio, lo que verdaderamente caracteriza la geografía lingüística es, precisamente, el método puesto a punto para allegar sus materiales y la manera de presentarlos<sup>2</sup>.

Damit wäre die Sprachgeographie nur mit der Sammlung und Präsentation des Materials befaßt, während dessen Interpretation der Dialektologie überlassen bliebe. Kann daraus geschlossen werden, daß die Sprachgeographie es als ihr ausschließliches Ziel betrachtet, sprachliches Material (Fernández-Sevilla ist in dieser Hinsicht nicht besonders deutlich) in Kartenform darzubieten, wobei ihre Methode sich auf die Frage beschränken würde, in welcher Weise das Material gesammelt und publiziert wird?

---

<sup>1</sup> Jordan (1962), S. 246.

<sup>2</sup> Fernández-Sevilla (1974), S. 82f.

Diese Fragen stehen zweifellos an zentraler Stelle in der Sprachgeographie, aber sie bilden nicht allein das, was man die sprachgeographische Methode nennt.

Verlassen wir für einen Augenblick die Erörterung dieser Frage und wenden wir uns erneut dem zu, was wir als das Objekt der Sprachgeographie bezeichnet haben. Jordan spricht von den »Volksmundarten«<sup>3</sup>, Coseriu allgemeiner von der »räumlichen Ausdehnung und Verteilung einzelner sprachlicher Erscheinungen (Phoneme, Wörter, Konstruktionen) innerhalb einer oder mehrerer »Sprachen«<sup>4</sup>, Dauzat schließlich von den »patois«<sup>5</sup>. Abgesehen einmal davon, daß wir den letzten Terminus wegen seiner heute ausschließlich (depreziativen) soziolinguistischen Aussage<sup>6</sup> besser hier ausklammern, erfordern die beiden anderen eine nähere Präzisierung. Fragen wir uns also zunächst, welche sprachlichen Formen Edmont gesammelt hätte, wäre er rund hundert Jahre früher als tatsächlich auf den Weg geschickt worden. Nach der Erhebung des Abbé Grégoire von 1790 besaßen damals von 25 Millionen französischer Bürger höchstens drei Millionen eine gute Kenntnis des Französischen, sechs Millionen beherrschten es nur mangelhaft und weitere mindestens sechs Millionen überhaupt nicht<sup>7</sup>. Da gerade auf dem Land diese letztere Gruppe zu finden war, hätte Edmont wohl einen Übersetzer benötigt, um seinen Questionnaire abfragen zu können. Nimmt man zur näheren Bestimmung der Sprache dieser hypothetischen Informanten die hierarchische diatopische Struktur zu Hilfe, die B. Müller aufstellt<sup>8</sup>, so wird klar, daß Edmont sich mit sprachlichen Formen der Ebenen 3 und 4 (französische Dialekte und *langues ethniques*) konfrontiert gesehen hätte. Zum tatsächlichen Zeitpunkt seiner Enquête kurz vor Beginn des 20. Jahrhunderts hingegen muß von einem anderen Sprachzustand ausgegangen werden. Es kann nicht genau beurteilt werden, inwiefern Edmonts Informanten über eine volle Kompetenz der Ebene 1 (*langue commune*) verfügten. Sicher aber ist, daß sie die jeweils entsprechende regionale Variante dieser Sprache verstanden und wohl zum großen Teil auch im Sinne von Zweisprachigkeit beherrschten. Darauf weist einerseits die Tatsache hin, daß es Edmont möglich war, mittels Übersetzung aus dem Französischen die sprachlichen Formen der Ebene 3 (dies vor allem in Nordfrankreich) und der Ebene 4 (dies z. B. in Südfrankreich) zu gewinnen, andererseits aber auch der Umstand, daß er gelegentlich eben nicht eine einer dieser beiden Ebenen angehörende Form, sondern eine Form des Regionalfranzösisch (Ebene 2) notierte<sup>9</sup>.

<sup>3</sup> Cf. Jordan (1962), S. 246.

<sup>4</sup> Coseriu (1975), S. 6.

<sup>5</sup> Dauzat (1944), S. 32.

<sup>6</sup> Cf. Wolf (1975), S. 9.

<sup>7</sup> Diese Information entnehmen wir Müller (1975), S. 107f.

<sup>8</sup> Müller (1975), S. 107-109.

<sup>9</sup> Auf diesen »Fehler« Edmonts wurde verschiedentlich hingewiesen: Jaberg (1954) spricht von den »vielen Französismen, die dem Benutzer der Karten auf-

Wiederum ein Jahrhundert später wird ein Explorator nach unseren eigenen Feststellungen und nach den Erfahrungen vieler Dialektologen im Prinzip davon ausgehen können, daß – vielleicht mit Ausnahme einiger mehr oder weniger entlegener Gebiete in den Pyrenäen und im Alpenraum – dieser Zustand der Zweisprachigkeit der Informanten einer Einsprachigkeit Platz gemacht haben wird, die dann wahrscheinlich noch aus den beiden Registern *français commun* und *français régional* besteht.

Nach diesem kurzen Exkurs können wir nun das Objekt der Sprachgeographie allgemein mit der von Coseriu gemachten Definition als die sprachlichen Erscheinungen einer oder mehrerer Sprachen in ihrer räumlichen Ausdehnung (siehe oben) bestimmen. Dabei handelt es sich in Frankreich idealiter um die Dialekte des Französischen im nordfranzösischen Raum und um die einzelnen Dialekte und Unterdialekte des Okzitanischen im südfranzösischen Raum, beziehungsweise um andere *langues ethniques* innerhalb Frankreichs. Gerade im nordfranzösischen Raum, im weiteren Umkreis der Ile-de-France, verzeichnet der ALF weitgehend regionalfranzösische Formen. Insofern ist die Bezeichnung des Objekts der Sprachgeographie als »Volksmundarten« nicht ganz zutreffend, eher noch wäre der Begriff »patois« geeignet, sofern darunter generell die regional begrenzte Sprachform verstanden wird. Damit gleicht die Sprachgeographie zumindest vom Objekt her der Dialektologie, für die Wolf vermerkt:

Es ist relativ einfach nachzuweisen, daß sich die Dialektologie z. B. bevorzugt mit »Sprachen« ohne Norm, wie dem Frankoprovenzalischen und dem Niederdeutschen, oder mit Diasystemen ohne fixierte Norm wie dem Regionalfranzösischen beschäftigt. Folglich ist der Gegenstand der Dialektologie auch nicht auf diejenigen Diasysteme begrenzt, die z. B. im Französischen als *dialecte* bezeichnet werden. Das spanische *dialecto*, das auch die regionale Variante der Koiné mit einschließt, käme dafür schon eher in Frage<sup>10</sup>.

Wolf weist darauf hin<sup>11</sup>, daß diese Variation nicht nur geographisch in Erscheinung treten könne, sondern ebenso auch in soziolinguistischer Hinsicht, wobei dieser zweite Zweig der Dialektologie heute den Namen »Soziolinguistik« trage. Damit aber erscheint die Bezeichnung Dialektologie – zumindest in heutiger Sicht – als der übergeordnete Terminus für Sprachgeographie und Soziolinguistik. Insofern können wir uns Wolf anschließen, wenn er feststellt, die Dialektologie könne definiert werden »als die Beschäftigung mit der Sprachvariation innerhalb eines Diasystems«<sup>12</sup>. Ist diese Sprachvariation soziolinguistisch definiert oder diastratisch, so ist sie

---

fallen« (S. 17); »Die Französisierungstendenzen werden auf den Kartenblättern des ALF überbetont.« (S. 29). – P. Nauton bemerkt, »le lexique du Massif Central recueilli par l'ALF a trop de gallicismes«. (Nauton (1956), S. 49); Dauzat (1944), S. 10f. spricht diesbezüglich von einem »état un peu plus néologique que celui que présentaient réellement les patois autour de 1900.«

<sup>10</sup> Wolf (1975), S. 16.

<sup>11</sup> Wolf (1975), S. 16; ebenso: Wolf (1973), S. 492.

<sup>12</sup> Wolf (1975), S. 17.

der Gegenstand der Soziolinguistik. Ist sie dagegen geographisch definiert oder diatopisch, so befaßt sich die Sprachgeographie mit ihr<sup>13</sup>.

Aus diesen Äußerungen wird deutlich, daß Wolf hierbei schon eine neuere Richtung mit einschließt, die heute als »strukturelle Dialektologie« bezeichnet wird. Diese Richtung wollen wir aber hier vorläufig nicht näher berücksichtigen<sup>14</sup>.

Es wurde schon verschiedentlich darauf hingewiesen, daß der Begriff »Sprachgeographie« im eigentlichen Sinne dem Untersuchungsobjekt und der verwendeten Methode nicht ganz gerecht wird. A. Dauzat sähe lieber die Umkehrung in »linguistique géographique«, betrachtet aber den üblichen Terminus als schon zu fest etabliert<sup>15</sup>. E. Coseriu weist ebenfalls auf diesen Umstand hin, ohne jedoch den Terminus abzulehnen:

Es muß jedoch vermerkt werden, daß ihre Ergebnisse [sc. der Sprachgeographie] über das streng sprachwissenschaftliche Gebiet hinausreichen, zumal da sie typische Merkmale des menschlichen Lebens auf der Erde verdeutlichen und daher ebenfalls rein geographische Probleme erhellen können<sup>16</sup>.

Wir erachten noch eine weitere Präzisierung als notwendig: Der französische Terminus »géographie linguistique« ist viel allgemeiner als seine deutsche Entsprechung »Sprachgeographie«, die irrtümlicherweise als »geographische Betrachtung der Sprachen« aufgefaßt werden könnte. Dies scheint die Ursache dafür zu sein, daß gerade im Deutschen zwei weitere Termini im Gebrauch sind, »Mundartgeographie« und »Dialektgeographie«<sup>17</sup>, die offensichtlich den Gegenstand dieser Disziplin näher bestimmen sollen. Wie wir jedoch oben dargestellt haben, beschäftigt sich die Sprachgeographie nicht ausschließlich mit den Dialekten einer Sprache, sondern auch mit regionalen Varianten der *langue commune*, die nicht mit den Dialekten gleichgesetzt werden können.

### 1.1.2. Methode und Ziel der Sprachgeographie

Wenden wir uns nun der Frage zu, worin die traditionelle Sprachgeographie sich als Methode von der damals üblichen Sprachwissenschaft abhebt. Dabei stellen wir fest, daß die Methode der Sprachgeographie eng mit ihren Zielsetzungen verbunden ist, wobei zwischen beiden eine Art ständiger Wechselwirkung besteht, die letztlich den Fortschritt der sprachgeographischen Forschung bewirkte<sup>18</sup>.

<sup>13</sup> Cf. oben n. 11. Eine ähnliche Ansicht vertritt auch W. Moulton, wenn er hinsichtlich der Dialektologie schreibt: »(. . .) it is the only type of study that enables us to combine the three external dimensions relevant to human language: the dimensions of time, space, and social level.« (Moulton (1968), S. 460f.).

<sup>14</sup> Siehe dazu unten Kapitel 2.

<sup>15</sup> Dauzat (1944), S. 5 n. 1.

<sup>16</sup> Coseriu (1975), S. 8.

<sup>17</sup> Cf. Wolf (1975), S. 38.

Gilliérons Plan, sich von der damals üblichen historisch-vergleichenden Methode abzuwenden<sup>19</sup> und sich auf die tatsächlich gesprochene Sprache zu stützen, wurde in der Absicht gefaßt, »die innere Mechanik der Sprache«<sup>20</sup> zu entdecken. Aus dieser Absicht heraus sind die zunächst ins Auge gefaßten Ziele und die für deren Durchsetzung erforderlichen Methoden zu betrachten. Diese allgemeinen Ziele der Sprachgeographie haben sich – zumindest in ihrer traditionellen Ausprägung – im wesentlichen bis heute erhalten. Sie werden von R. Hotzenköcherle im Einführungsband zum Sprachatlas der deutschen Schweiz in drei Großbereiche eingeteilt:<sup>21</sup>

1. Erstellung eines synchronisch-räumlichen Inventars von Lauten, Formen und Wörtern;
2. Heranziehung dieses Materials zur Deutung sprachlicher Probleme (Hotzenköcherle verweist in diesem Zusammenhang auf die Arbeiten Gilliérons);
3. In-Beziehung-Setzen sprachlicher Erscheinungen mit außersprachlichen Fakten wie z. B. Topographie und Geschichte.

Bei L. Wolf finden wir eine ähnliche Darstellung, wenn er die Sprachgeographie definiert:

- a) als Ziel, die geographische Verbreitung sprachlicher Phänomene zu beschreiben;
- b) als Methode, mit deren Hilfe geographisch unterschiedliche Materialien verglichen und interpretiert werden können<sup>22</sup>.

Gerade weil sich Ziele und Methoden der Sprachgeographie gegenseitig bedingen und durchdringen, ist es in unserem Zusammenhang müßig, die Frage zu erörtern, was den Zielen und was den Methoden zuzurechnen sei. Wenn wir an dem oben formulierten primären und allgemeinsten Ziel sprachgeographischer Forschung, das Leben der Sprache unmittelbar zu entdecken, festhalten, so lassen sich zwei Methoden unterscheiden, die zur Verwirklichung dieses Zieles entwickelt wurden. Die eine entspricht dabei dem jeweils ersten Punkt bei Hotzenköcherle und Wolf (siehe oben). Wir wollen diese für das äußere Erscheinungsbild der Sprachgeographie wohl auffälligste Methode als empirische Methode bezeichnen. Sie ist hingegen nicht Selbstzweck der Sprachgeographie<sup>23</sup>, sondern nur Vorbedin-

<sup>18</sup> Wir können hier nur eine mehr oder weniger statische Betrachtung anstellen. Zur entwicklungsgeschichtlichen Darstellung siehe neben den bereits angeführten Werken vor allem: Spitzer (1914–15); Griaer (1958); Kuhn (1949); Millardet (1923); Moulton (1972); Rohlf (1971), besonders S. 1–25.

<sup>19</sup> Cf. Millardet (1923), S. 29: »La méthode géographique semble n'avoir été tout d'abord qu'une extension et un perfectionnement de la méthode comparative primordiale. Elle est née sans doute du désir légitime qu'a eu son créateur de remédier à un des inconvénients qu'offrait dans le domaine des langues romanes le comparatisme traditionnel.«

<sup>20</sup> Coseriu (1975), S. 35.

<sup>21</sup> Hotzenköcherle (1962), S. 1f.

<sup>22</sup> Wolf (1975), S. 38.

<sup>23</sup> Cf. Arens (1969) I, S. 337.

gung für die zweite Etappe, die wir als interpretative Methode bezeichnen wollen.

#### 1.1.2.1. Die empirische Methode

Die empirische Methode der Sprachgeographie ist so bekannt und auffällig, daß wir uns hier auf eine knappe Darstellung beschränken können. Sie besteht im wesentlichen darin, das Material sprachlicher Formen, die den Ausgangspunkt für die zweite Etappe bilden sollen, zum einen direkt bei den Sprechern der Sprache zu sammeln und zum anderen anschließend in Kartenform darzustellen, so daß die räumliche Verbreitung dieser Formen klar zutage tritt<sup>24</sup>. Daraus ergibt sich, daß die Sprachgeographie in dieser Phase rein deskriptiv arbeitet und einen statischen Aspekt der Sprache liefert<sup>25</sup>. Auch das Verfahren, wie dieses Material gesammelt wurde, ist bekannt: ein Explorator wurde mit einem Fragebuch (*questionnaire*) auf den Weg geschickt mit dem Auftrag, die darin enthaltenen Wörter und Ausdrücke an vorher festgelegten Punkten des zu untersuchenden Sprachgebietes von geeigneten Informanten (*sujets*) in die ihnen gebräuchliche Sprachform übersetzen zu lassen. Um möglichst die am Untersuchungspunkt auch tatsächlich übliche Form zu bekommen, war der Explorator gehalten, bei der Auswahl seiner Informanten darauf zu achten, daß sie aus dem betreffenden Ort stammten und im wesentlichen auch immer dort gelebt hatten. Außerdem sollten sie mehr den unteren sozialen Schichten angehören, da unter den sozial Höherstehenden und den Gebildeten vorwiegend die Standardsprache als Kommunikationsmittel verwendet wurde. Allerdings sollte der Informant auch über eine natürliche Intelligenz verfügen, um den Sinn der Fragen sofort zu erfassen und sie in geeigneter Weise beantworten zu können. Dieses Verfahren, das übrigens von Schuchardt schon rund zwanzig Jahre vor Beginn der Arbeiten am *ALF* in seiner Habilitationsrede von 1870<sup>26</sup> wie »eine Art von Vorahnung, eine Fata Morgana dialektgeographischer Methode«<sup>27</sup> angedeutet worden war, blieb im wesentlichen bei allen Atlasunternehmungen der Folgezeit gleich. Verbesserungen traten nur im Detail ein, allerdings hier in gewichtiger Weise: Verfeinerung des Transkriptionssystems, Einbeziehung auch größerer Orte, Verbesserung des Questionnaires und Änderung der Abfragemethode.

Entscheidend scheint uns im Hinblick auf unser Thema aber noch ein wesentliches Merkmal der Sprachatlanten allgemein zu sein, gleichgültig ob es sich nun um Großraumatlanten vom Typ des *ALF* oder um Kleindraumatlanten vom Typ der französischen Regionalatlanten handelt. K. Ja-

<sup>24</sup> Cf. Jordan (1962), S. 317.

<sup>25</sup> Cf. Jordan (1962), S. 306.

<sup>26</sup> Cf. Schuchardt (1976), S. 166-188.

<sup>27</sup> Leo (1932), S. 206.

berg und J. Jud haben dieses Prinzip im Einleitungsband zum *AIS* deutlich zum Ausdruck gebracht:

(. . .) die Aufgabe unseres Explorators bestand nicht in der Anlage eines möglichst vollständigen Wörterbuches einer Dorfmundart, sondern in der Aufzeichnung und Feststellung eines Ausschnittes aus dem Wortschatz des vom Explorator gewählten Gewährsmannes, wobei die Breite des Ausschnittes durch das Questionnaire, durch die verfügbare Zeit, durch die Bereitwilligkeit des Sujets und durch die finanziellen Mittel der Enquête in hohem Maße bedingt war<sup>28</sup>.

Damit steht fest, daß der Sprachatlas allgemein nur eine Auswahl aus dem gesamten Sprachschatz in ihrer regionalen Verbreitung zeigen kann. Es stellt sich folglich die Frage, aufgrund welcher Gesichtspunkte diese Auswahl erfolgte und somit, welchen Zweck der Verfasser eines Sprachatlas mit seinem Werk erreichen will<sup>29</sup>. Eine Beantwortung dieser Frage gibt K. Baldinger:

WENKERS Sprachatlas und noch der französische Sprachatlas von GILLIÉRON waren vom Laut her konzipiert. Es ging um die Lautgesetze und die Mundartgrenzen<sup>30</sup>.

Während diese Zielsetzung sicher für den Wenkerschen Atlas genau zutrifft<sup>31</sup>, kann sie für den *ALF* nur bedingt gelten. Gilliérons Bestreben war ja, wie wir oben gesehen haben, das Leben der Sprache aufzuzeigen und zu untersuchen. Nach diesen Gesichtspunkten verfasste er auch seinen Questionnaire, der eben einen Ausschnitt aus der Sprache umfassen sollte. Darauf weist vor allem Jordan hin, wenn er den *ALF* diesbezüglich mit seinen Vorgängern vergleicht:

Zum Unterschied von diesen, die sich ausschließlich für die Laute interessieren, war GILLIÉRON davon überzeugt, daß es zusammen mit den Lauten alle anderen sprachlichen Besonderheiten zu studieren gilt. Deshalb fügte er solche Wörter in das Questionnaire ein, die auch über die Morphologie, die Syntax und den Wortschatz Auskunft geben mußten. Was den letzteren betrifft, so setzte er auf die Liste neben volkstümlichen Ausdrücken auch genügend gelehrte Wörter, um zu sehen, wie diese von den Dialekten aufgenommen wurden und in welcher Weise sie sich verbreitet haben (wenn man als Ausgangspunkt Paris nimmt, die politische und kulturelle Hauptstadt des Landes)<sup>32</sup>.

<sup>28</sup> Jaberg/Jud (1928), S. 226. Siehe dort auch S. 238: »Der Atlas erstrebt nicht Vollständigkeit, er gibt eine Auswahl von sprachlichen Tatsachen.«

<sup>29</sup> Selbstverständlich kann diese Frage nicht allgemein für alle Sprachatlanten beantwortet werden. Wir beschränken uns hier auf den *ALF*. Zu den französischen Regionalatlanten siehe unten Kapitel 1.2.3.2.

<sup>30</sup> Baldinger (1957), S. 8.

<sup>31</sup> Cf. Tagliavini (1973), S. 18; Jordan (1962), S. 173. Löffler (1974), S. 31ff. weist ausdrücklich auf die junggrammatische Herkunft Wenkers hin. Danach wollte Wenker die Mundartgrenzen festlegen und kam zu dem »unerwarteten Befund«, daß nicht nur die Laute, sondern auch die Wörter geographisch differenziert sind.

<sup>32</sup> Jordan (1962), S. 177.

Hinzuzufügen ist, daß gerade Gilliérons interpretative Arbeiten zeigen, in welchem Maße er sich mit den Lauten auseinandergesetzt hat. Sie waren für ihn letztlich nur der Ansatzpunkt für weitergehende Erklärungen, auf die wir noch eingehen müssen. Was nun allerdings die von Baldinger erwähnten Mundartgrenzen anbetrifft, so darf nicht vergessen werden, daß Gilliéron zusammen mit Gaston Paris, Paul Meyer und Hugo Schuchardt zu den »Dialektleugnern« gehört<sup>33</sup>. Insofern war es nicht sein primäres Anliegen, Dialektgrenzen als solche zu belegen bzw. deren Nichtexistenz nachzuweisen, als vielmehr, Wanderungsbewegungen, Interferenzen, Kollisionen und ähnliche Erscheinungen festzustellen und zu erklären.

#### 1.1.2.2. Die interpretative Methode

Damit kommen wir nun zur Betrachtung dessen, was wir oben als die interpretative Methode der Sprachgeographie bezeichnet haben. Sie besteht im wesentlichen darin, die festgestellte geographische Verteilung sprachlicher Fakten zu erklären<sup>34</sup>. So schreiben J. Gilliéron und M. Roques selbst im Vorwort ihrer Aufsatzsammlung:

Constatant les répartitions géographiques variées des faits linguistiques, nous avons cherché à en rendre compte; (. . .)<sup>35</sup>.

Damit setzt sich die Sprachgeographie deutlich von der vergleichenden Sprachwissenschaft ab, die ja auch immer geographisch gearbeitet hatte<sup>36</sup>. Während aber hier – vor allem im Rahmen der onomasiologischen Forschung – die geographische Verteilung der Formen Selbstzweck war, aus dem kaum weitere Schlüsse gezogen werden konnten, erlaubt die neue sprachgeographische Methode mit ihrer genauen Lokalisierung der Formen die wesentliche Neuerung, die nach Leo darin besteht, »daß sie die Tatsache der landschaftlichen Bezogenheit als Hebel der Forschung ansieht«<sup>37</sup>. Auch Millardet erachtet dies als die originellste Neuerung der Sprachgeographie:

Le principe de configuration des aires est véritablement original en ce qu'il ne fait intervenir aucune comparaison. Un seul fait linguistique est en jeu, et la répartition de ce fait dans l'espace est éloquente par elle-même<sup>38</sup>.

Diese Äußerung darf aber nun nicht zu Mißverständnissen führen. Vor allem kann aus ihr nicht geschlossen werden, die Sprachgeographie arbeite nicht vergleichend. Im Gegenteil kommt die vergleichende Komponente gerade dann ins Spiel, wenn die Sprachgeographie eine Beziehung »zwi-

<sup>33</sup> Cf. Tappolet (1905), S. 389.

<sup>34</sup> Cf. Tappolet (1905), S. 385.

<sup>35</sup> Gilliéron/Roques (1912), S. VIII.

<sup>36</sup> Cf. Gamillscheg (1928), S. 1.

<sup>37</sup> Leo (1932), S. 204f.

<sup>38</sup> Millardet (1923), S. 51.

schen der geographischen Umgebung und der räumlichen Streuung und Verteilung der sprachlichen Formen« herstellt<sup>39</sup>. Es darf andererseits aber auch nicht übersehen werden, daß gerade Gilliéron immer wieder diese Beziehung zu seiner Argumentation gar nicht oder nur am Rande benutzte.

## 1.2. Sprachgeographie und Lexikologie

Während man die Sprachgeographie häufig als eine Art Gegenreaktion auf die junggrammatische Richtung in der Sprachwissenschaft mit ihrem Dogma von dem ausnahmslosen Wirken der Lautgesetze betrachtet<sup>40</sup>, wird verschiedentlich darauf hingewiesen, daß die großen Fortschritte hauptsächlich im Bereich der Lexikologie erzielt wurden. Baldinger erachtet die Verlagerung vom Laut auf das Wort als eine entscheidende Neuerung, die durch den Sprachatlas bewirkt worden sei<sup>41</sup>. Auch Vidos weist auf dieses Faktum hin:

[Die Sprachgeographie] stellt die Autonomie des Wortes gegenüber dem Laut wieder her, zeigt, daß die Laute sich in den Wörtern wandeln, daß jedes Wort seine besondere phonetische Entwicklung hat, und daß nicht die Laute, sondern die Wörter das Primäre sind<sup>42</sup>.

Gilliéron selbst betont in seiner ersten interpretativen Arbeit zum *ALF* ausdrücklich: »(. . .) à l'étude du patois nous opposerons l'étude du *mot*«<sup>43</sup>.

### 1.2.1. Die Prinzipien sprachgeographischer Wortbetrachtung

Nach Leos Auffassung sind Geometrismus, Geologismus, Biologismus und Pathologismus quasi Schlüsselwörter für sprachgeographische Untersuchungen<sup>44</sup>. Während dies für die Arbeiten Gilliérons sicherlich weitgehend zutrifft, sind seine Nachfolger mehr und mehr von der naturwissenschaftlichen Auffassung und der biologisch-medizinischen Terminologie abgerückt. Gerade Gilliéron aber benötigte diese Termini, um seine Sicht

<sup>39</sup> Coseriu (1975), S. 1.

<sup>40</sup> Siehe dazu kritisch Coseriu (1975), S. 31ff., der darauf hinweist, daß auch die Junggrammatiker Ausnahmen zu ihrem starren Dogma zugelassen haben. Auch in der Sprachgeographie zeige sich, daß Lautgesetze durchaus ihre Gültigkeit haben, wenn man sie nicht im Sinne der Junggrammatiker als Naturgesetze auffasse, die einen gleichzeitigen Lautwandel in der ganzen Sprache postulieren, sondern als ein historisches Prinzip, das sich in manchen Mundarten durchsetze, in anderen jedoch nicht.

<sup>41</sup> Cf. Baldinger (1957), S. 8.

<sup>42</sup> Vidos (1968), S. 79.

<sup>43</sup> Gilliéron/Mongin (1905), S. 27.

<sup>44</sup> Leo (1932), S. 212.

von der Sprache als einem lebenden Organismus darzustellen, der von »Krankheiten« befallen und wieder von ihnen »geheilt« werden kann<sup>45</sup>.

#### 1.2.1.1. Geometrismus

Unter »Geometrismus« nun versteht Leo einerseits die »gleichmacherische Einteilung der französischen Sprachkarte durch Gilliéron als einer um einen rein abstrakt gewählten Mittelpunkt beschriebenen Kreisscheibe, bedeckt mit gleichweit voneinander liegenden Ortspunkten«<sup>46</sup>. Andererseits sieht er eine tiefere Manifestation Gilliéronschen »Mathematiszismus« in der formelhaften Darstellung wortgeschichtlicher Probleme. Er verdeutlicht dies am Beispiel *abeille*, für dessen Zusammenhang mit dem Nachfolger des lat. APIS Gilliéron die folgende Ableitungsformel postuliert:<sup>47</sup>

1) EF, plur. ES > 2) ES > 3) EP > 4) É-EP > 5) ? > 6) MOUCHETTE > 7) MOUCHE A MIEL > 8) ? > 9) ABEILLE.

Die in dieser Formel enthaltenen Unbekannten 5) und 8) werden von Gilliéron konstruiert, um eine lückenlose Ableitungsreihe zu erhalten, die für Paris Gültigkeit besitzen soll. Während er die genannten Formen zunächst unter Anwendung der Lautgesetze und unter Hinzuziehung von Texten gewonnen hat<sup>48</sup>, sieht er die Richtigkeit seiner Anschauungen vor allem dadurch bestätigt, daß sich diese Formen auf der Karte 1 des *ALF* wiederfinden. Die wortgeschichtliche Entwicklung, die von afr. *ef* zu nfr. *abeille* führt, muß, so Gilliéron, Spuren hinterlassen haben. Die beiden Unbekannten 5) und 8) hingegen, für die er MOUCHE-EP und MOUCHE-ABEILLE postuliert, lassen sich nicht nachweisen. Jedoch ist das für Gilliéron kein Hinderungsgrund, zumindest von ihrer möglichen Existenz auszugehen.

Les inconnues 5) et 8), à notre connaissance, ne figurent dans aucun texte; elles n'ont laissé aucune trace de leur passage à Paris où elles ont existé. Si, n'existant pas, elles ne peuvent être mises à l'épreuve du calcul des probabilités, elles n'en apparaîtront pas moins comme *mathématiquement certaines* par les traces qu'elles ont imprimées à d'autres mots, qui eux sont justifiables des *lois mathématiques*<sup>49</sup>.

<sup>45</sup> Diese biologisch-medizinische Terminologie zeigt sich am deutlichsten in den Titeln einiger seiner Arbeiten, so in: Gilliéron (1915-21) (*Pathologie et thérapeutique verbales*); Gilliéron (1923) (*Thaumaturgie linguistique*). Weitere von Gilliéron verwendete Ausdrücke sind: *accident phonétique*, *mutilé phonétique* und *pléthore sémantique*.

<sup>46</sup> Leo (1932), S. 213. Wir können ihm hier nicht zustimmen. So weist z. B. das Dep. Seine-et-Marne nur zwei Atlaspunkte auf, während das Dep. Cantal bei ungefähr gleicher Größe (knapp 6000 km<sup>2</sup>) sechs Untersuchungspunkte umfaßt.

<sup>47</sup> Gilliéron (1918), S. 16.

<sup>48</sup> Cf. Gilliéron (1918), S. 16.

<sup>49</sup> Gilliéron (1918), S. 17f. (unsere Hervorhebung).

Mit einer solchen Argumentationsweise ist die Sprachgeographie deutlich rekonstruktiv. Sie unterscheidet sich von der historisch-vergleichenden Methode nur durch die Berücksichtigung der zu einem synchronen Zeitpunkt im Raum vorhandenen lexikalischen Typen. Während jedoch die letztere Methode Rekonstruktion zum Zweck der Herleitung einer gegebenen Form betreibt, steht bei Gilliéron der wortgeschichtliche Prozeß, nicht die Herleitung als solche, im Vordergrund<sup>50</sup>. Damit macht Gilliéron gleichzeitig auch deutlich, daß einerseits jedes Wort eine eigene Betrachtung verlangt – somit Abrücken von der eher mechanistischen Anwendung der Lautgesetze<sup>51</sup> –, andererseits ist seine Argumentation einzelsprachlich orientiert, weil nur an einer bestimmten Sprache gezeigt werden kann, wie aufgrund lautlicher Entwicklungen pathologische Zustände entstehen, die wiederum zu ganz bestimmten »remèdes« führen<sup>52</sup>.

### 1.2.1.2. Biologismus und Pathologismus

Dies bringt uns zum zweiten Prinzip sprachgeographischer Forschung, das mit dem ersten insofern eng zusammenhängt, als es letztlich die Vorbedingung für die Argumentation darstellt. Wir fassen darunter zusammen, was Leo als »Biologismus« und »Pathologismus« bezeichnet<sup>53</sup>. Es geht also, wie wir oben schon dargelegt haben, darum, das Leben der Sprache darzustellen. Gilliéron kommt hierbei das Verdienst zu, die inneren Ursachen des Sprachwandels dargestellt und mit Hilfe des Atlasmaterials umfassend belegt zu haben. Ausgangspunkt der Überlegungen Gilliérons war dabei die Beobachtung, daß ein Großteil des französischen Wortschatzes nicht mit den Mitteln der traditionellen Etymologie erklärt werden könne.

Quand on étudie de près un patois, on s'aperçoit très vite que la plupart des mots du vocabulaire courant sont d'origine exotique, notamment française<sup>54</sup>.

Folglich betrachtet er die Möglichkeiten, die zu Wortkollisionen und anderen »pathologischen« Zuständen führen. Darin sieht K. Göhri eine der bedeutendsten Leistungen der Wortforschung Gilliérons, nämlich die »Hervorhebung der Bedingungen, unter welchen ein Wort verschwunden ist«<sup>55</sup>. Hierbei steht an zentraler Stelle die Wirkung der Homonymie, also

<sup>50</sup> Cf. Vidos (1968), S. 69.

<sup>51</sup> Cf. Gilliéron (1918), S. 14.

<sup>52</sup> Wir können uns hier nicht Vidos anschließen, der ((1968), S. 66) feststellt, Gilliéron wolle nicht vergleichend arbeiten. Gilliéron arbeitet nicht *historisch-vergleichend*, sondern *geographisch-vergleichend*. – Cf. Gilliéron (1918), S. 47: »(. . .) les interprétations (. . .) résultent d'une étude faite sur l'ensemble des aires septentrionales et orientales de la France et n'ont pas jailli de la seule observation de ce qui s'est produit dans les aires A et B (. . .).«

<sup>53</sup> Cf. Leo (1932), S. 212.

<sup>54</sup> Gilliéron (1905), S. 25f.

<sup>55</sup> Göhri (1912), S. 67.

des lautlichen Zusammenfalls ursprünglich verschiedener Wörter. Leo weist darauf hin, daß schon vor der Entwicklung der sprachgeographischen Methode die Auswirkungen der Homonymie bekannt gewesen seien; aber erst die Sprachgeographie habe die geeigneten Mittel besessen, solche lexikalischen Veränderungen materiell zu belegen und genau zu lokalisieren<sup>56</sup>. Die einzelnen wortgeschichtlichen Erscheinungen, die Gilliéron untersucht hat, sind zu bekannt, als daß wir sie hier näher erläutern müßten. Wir erinnern an die Homonymenkollision zwischen *molere* und *mulgere*<sup>57</sup> und zwischen *gallus* und *cattus*<sup>58</sup>. In beiden Fällen ist eines der beiden gleichlautenden Wörter geschwunden: *mulgere* wurde ersetzt durch die Nachfolger von *trahere*; für *gallus* traten *vicarius* und *phasianus* ein. Sowohl Vidos wie auch von Wartburg weisen jedoch darauf hin, daß Gilliéron zweifellos den Vorgang der Ersetzung des »kranken« Wortes nicht richtig sah, als er hinsichtlich des Untergangs von *gallus* schrieb:

Il fallut bien *chercher* au coq de la basse-cour un nom qui ne lui suscitât pas d'adversaire trop immédiat et trop dangereux. Il dut y avoir quelque *hésitation pour le choix* de ce nom et une certaine diversité; *l'on en arriva enfin* à en faire du coq ambitieusement un »faisan« ou plaisamment un »vicaire«, ce qui valait mieux encore que de le laisser aux prises avec le chat<sup>59</sup>.

Diese Sicht, nach der den Sprechern der betreffenden Mundart eine nahezu teleologische Tendenz zugesprochen wird, weist Vidos scharf zurück<sup>60</sup>. Es gehe nicht an, hier von sprachlichen Lücken zu sprechen, die durch den Untergang eines Wortes entstanden und dann von den Sprechern wieder aufgefüllt worden seien. Sowohl *vicaire* als Scherzwort für den Hahn als auch *traire* für »melken« seien schon vor den Homonymenkollisionen zum Ausdruck des entsprechenden Begriffs vorhanden gewesen. Eine weitere Präzisierung finden wir bei von Wartburg, der an einer oft zitierten Stelle deutlich macht, in welcher Beziehung die beiden Ersatzwörter zum untergegangenen Wort standen<sup>61</sup>. Er betrachtet *vicaire* (oder besser noch *viguier* »Dorfrichter«<sup>62</sup>) als ein affektgeladenes »Trabantenwort« von *gallus*, das durch einen glücklichen Zufall »ins Zentrum« gerückt sei und *gallus* ersetzt habe. Demgegenüber sei *traire* ein Normalwort, das »in semantischer Nähe und Reichweite«<sup>63</sup> von *mulgere* gelegen und dieses schließlich ersetzt habe. Von Wartburg hält es für wahrscheinlich, daß dieses *traire* ursprünglich einen vorbereitenden Vorgang vor dem eigentlichen Melken

<sup>56</sup> Cf. Leo (1932), S. 215.

<sup>57</sup> Cf. Gilliéron/Roques (1912), S. 10ff.

<sup>58</sup> Cf. Gilliéron/Roques (1912), S. 131ff.

<sup>59</sup> Cf. Gilliéron/Roques (1912), S. 128 (unsere Hervorhebung).

<sup>60</sup> Cf. Vidos (1968), S. 170f.

<sup>61</sup> Cf. von Wartburg (1970), S. 137–149, besonders S. 146. Siehe dazu allgemein Ullmann (1969), S. 230ff.

<sup>62</sup> Cf. von Wartburg (1970), S. 138 n. 2.

<sup>63</sup> Von Wartburg (1970), S. 146.

bezeichnet habe und somit »in der Begriffssphäre von *mulgere* drinnenstand als Bezeichnung dieser vorbereitenden Tätigkeit des ›Anziehens‹«<sup>64</sup>.

Neben den Fällen von Homonymie, die zum Untergang eines Wortes führen, kennt Gilliéron noch andere Verfahren mit derselben Wirkung. Da diese Ursachen des Wortschwundes zum einen meist in ursächlichem Zusammenhang mit der Homonymie stehen, zum anderen – abgesehen von konkreten Einzelfällen – keine theoretischen Probleme darstellen, können wir uns hier auf eine knappe Darstellung beschränken.

Das erste der zu erwähnenden Phänomene ist die »mutilation phonétique«, also der durch den Lautwandel hervorgerufene Schwund des Wortkörpers. Das Prinzip dabei ist klar ersichtlich und stellt den Zusammenhang mit der Homonymie her: je kleiner ein Wortkörper ist, desto weniger Differenzierungsmöglichkeiten gegenüber anderen Wörtern besitzt er, und folglich ist für ihn die Gefahr eines lautlichen Zusammenfalls mit einem anderen Wort besonders groß<sup>65</sup>. Gilliéron gibt ein anschauliches Beispiel für einen solchen Wortkörperschwund in seiner Darstellung der Bezeichnungen der Biene<sup>66</sup>.

Die normale Lautentwicklung im nordfranzösischen Raum ergab aus lat. APIS ein afr. *ef*. Durch den drohenden Fall der Auslautkonsonanten sei diese Form ständig von der Entwicklung zu *é* bedroht gewesen, so daß die Sprache als therapeutisches Mittel die Pluralform auch auf den Singular übertragen hätte mit dem Ergebnis *es* ›Biene‹. Diese Übertragung, für die Gilliéron auch noch andere Beispiele nennt, sei im Falle der Biene auch dadurch begünstigt worden, daß die Verwendung der Pluralform häufiger als die der Singularform gewesen sei. Neben dem Plural-*s* als therapeutischem Mittel sei dem drohenden Wortschwund auch durch die Ableitung *ef* zu *avette* begegnet worden. Allerdings habe sich nun die Form *es* als »médication« unwirksam erwiesen, da auch sie unweigerlich zu *é* werden würde. Für diese »geheilte« Form projiziert Gilliéron eine Homonymenkollision zwischen ›Biene‹ und ›Vogel‹ in den beiden Ausdrücken LE VOL DES *es* gegenüber LE VOL D' *ézé*. Dieser Kollision habe ›Biene‹ nichts mehr entgegensetzen können und sei folglich durch *mouche à miel* ersetzt worden. Aus der Erhaltung der Form *é* ›Biene‹ im Artois folgert Gilliéron, der Untergang in den anderen nordfranzösischen Gebieten sei nicht auf die »mutilation phonétique«, sondern auf eine Homonymenkollision zurückzuführen<sup>67</sup>.

Eine weitere Ursache für den Untergang von Wörtern sieht Gilliéron in der Wirkung der Volksetymologie. Um genauer zu sein, müßten wir besser sagen: Das Wort geht als solches nicht unter; es wird vielmehr semantisch

<sup>64</sup> Von Wartburg (1970), S. 145.

<sup>65</sup> Cf. Ullmann (1969), S. 220.

<sup>66</sup> Wir geben im folgenden Gilliérons Argumentation wieder, cf. (1918), S. 69. Vgl. auch die Formel oben S. 15.

<sup>67</sup> Dauzat (1944), S. 79.

und/oder lautlich mit einem anderen Wort identifiziert. Deshalb spricht Dauzat auch von »attraction paronymique«<sup>68</sup>. Für Gilliéron ist die *étymologie populaire* »un des facteurs les plus importants dans la formation de la langue«, ein »facteur contrariant le développement mécanique de la langue«<sup>69</sup>. Er hat in seinen Arbeiten eine große Anzahl von Beispielen gegeben, in denen er die Wirkung der Volksetymologie erkennt und die er gegen die aufgrund der Lautgesetze aufgestellten Etymologien anführt<sup>70</sup>. Aus der Vielzahl wählen wir ein Beispiel aus, das hier nur zur Veranschaulichung dienen soll<sup>71</sup>.

Während üblicherweise der Übergang vom *femer* »düngen« zu *fumer* mit dem Einfluß der beiden Labialkonsonanten erklärt wird<sup>72</sup>, weist Gilliéron diese Erklärung unter Berufung auf die geographische Verbreitung der Erscheinung zurück. Seiner Meinung nach ist es sehr wahrscheinlich, daß der Übergang unter dem Einfluß von *fumer* »rauchen« erfolgte, wobei der Zusammenhang mit diesem Begriff darin gesehen wird, daß man im Herbst neben dem eigentlichen Düngen der Felder mit Mist auch eine Düngung durch Verbrennung von welken Kräutern und Gräsern praktizierte, so daß der Sachzusammenhang sich leicht auf eine lautliche Annäherung der beiden Verben übertragen konnte.

Gilliéron wendet sich deutlich gegen de Saussure, der nach der Ausgabe von 1916 seines *Cours* in der Volksetymologie ein pathologisches Phänomen gesehen hatte<sup>73</sup>. In der zweiten Auflage des *Cours* von 1922 wurde dieser Ausdruck gestrichen<sup>74</sup>. Auch von Wartburg erhebt gegen die ursprüngliche Formulierung de Saussures Einwände. Seiner Ansicht nach ist die Volksetymologie kein pathologischer Sprachzustand, sondern »vielmehr die Gruppierung der Wörter nach Familien, wie sie vom Sprachgefühl des Volkes in einem gewissen Zeitpunkt vorgenommen wird«<sup>75</sup>. Aber auch Gilliérons Forderung, die Volksetymologie an die Stelle der historischen Etymologie zu setzen<sup>76</sup>, lehnt von Wartburg mit der Begründung ab, die beiden Begriffe lägen nicht auf der gleichen Ebene und könnten sich daher nicht kontradiktorisch gegenübergestellt werden<sup>77</sup>. Zusammenfassend ergibt sich somit bezüglich der Volksetymologie, daß in ihr eine Tendenz der Sprecher gesehen werden kann, Wörter semantisch mit anderen dadurch zu identifizieren, daß sie deren Form ganz oder teilweise anneh-

<sup>68</sup> Gilliéron (1918), S. 223.

<sup>69</sup> Gilliéron (1918), S. 228.

<sup>70</sup> Siehe besonders: Gilliéron (1919) und (1922).

<sup>71</sup> Cf. Gilliéron (1918), S. 249–252.

<sup>72</sup> So auch Bloch/von Wartburg (1975), S. 208b.

<sup>73</sup> Cf. Gilliéron (1918), S. 223 n. 2; de Saussure (1916), S. 247.

<sup>74</sup> Cf. de Saussure/de Mauro (1975), S. 241 und S. 473 n. 284.

<sup>75</sup> Von Wartburg (1970), S. 125; siehe dort auch n. 2 weitere bibliographische Hinweise zur Volksetymologie.

<sup>76</sup> Cf. Gilliéron (1919), *passim*.

<sup>77</sup> Cf. von Wartburg (1970), S. 125.

men. Deshalb sind von ihr vor allem Wörter betroffen, die mehr oder weniger isoliert, d. h. ohne die dazugehörige Wortfamilie in einer Sprache existieren. Ullmann weist aber ausdrücklich darauf hin, daß auch ganz geläufige Wörter volksetymologisch umgedeutet, also mit einem anderen Wort identifiziert werden können<sup>78</sup>. Voraussetzung dieser Identifikation ist aber, wie unser obiges Beispiel *fumer* ›düngen‹ zeigt, daß die beiden in Frage kommenden Wörter sich zumindest in der Meinung der Sprecher semantisch nahekommen und eine gewisse lautliche Ähnlichkeit aufweisen. Deshalb sind gerade Fremdwörter häufig von volksetymologischen Umdeutungen betroffen<sup>79</sup>. Für die historische Etymologie stellen diese Umdeutungen insofern ein Problem dar, als sie nicht mit den Mitteln der traditionellen Lautlehre erklärt werden können. Möglicherweise ist darin auch der Grund zu sehen, warum die Phänomene der Volksetymologie von Gilliéron in allen seinen Arbeiten in außergewöhnlich hohem Maße berücksichtigt werden, bieten sie doch für ihn die beste Möglichkeit, die »faillite« der von ihm so sehr abgelehnten historisch-phonetischen Etymologie zu untermauern. Dabei darf jedoch nicht unberücksichtigt bleiben, daß Gilliéron gegenüber der traditionellen Etymologie insofern im Vorteil ist, als er anhand des *ALF* über ein ungleich größeres Quellenmaterial zur Veranschaulichung seiner Thesen verfügt. Dieses Material wird noch dadurch vergrößert, daß Gilliéron die synchrone Ebene dazu benutzt, Wortgeschichte zu betreiben und insofern direkt den Prozeß beschreibt, der zur volksetymologischen Umdeutung eines Wortes führt. Im Falle der oben angeführten »mathematischen« Formel für die Herleitung von nfr. *abeille* aus afr. *ef*, *es* wird dieser Prozeß besonders an der Form 5) *mouche-ep* deutlich, die als konstruierte Form erst die Voraussetzung für die volksetymologische Umdeutung der Form 6) *mouchette* darstellt<sup>80</sup>.

Als letztes wollen wir die Wirkung der semantischen Hypertrophie erwähnen, für die Gilliéron auch den Begriff der »pléthore sémantique« verwendet. K. Jaberg hat das dabei entstehende Problem schon vor Gilliéron skizziert:

Das Problem ist also dieses: Ein altes Wort wird zur Bezeichnung eines neuen Begriffes; der alte Begriff aber bleibt – wie verhält sich die Sprache?<sup>81</sup>

<sup>78</sup> Cf. Ullmann (1969), S. 124f.

<sup>79</sup> Wir erinnern nur an frz. *choucroûte* und dt. *Hängematte*. Zahlreiche Beispiele zur Volksetymologie finden sich bei Ullmann (1969), S. 121–125 und Dauzat (1944), S. 79–88.

<sup>80</sup> Siehe dazu jedoch auch die von Gilliérons Erklärung dieser Form 6) abweichende Deutung Dauzats, der in ihr einen echten Diminutiv ›kleine Fliege‹ im Unterschied zur größeren Fleischfliege sieht (cf. Dauzat (1944), S. 46ff.). Diese Ansicht wird von Gilliéron jedoch energisch abgelehnt (cf. Gilliéron (1922), S. 24ff.).

<sup>81</sup> Jaberg (1908), S. 27.

Es handelt sich also um eine Betrachtung der Polysemie, die dann störend sein kann, wenn die beiden in einem Wort enthaltenen Inhalte in irgendeiner Weise nicht miteinander vereinbar sind. Der so verstandenen Polysemie wird von Gilliéron in seinen Arbeiten der gleiche Anteil am Woutersatz zugeschrieben wie der Homonymie.

La collision phonétique (homonymes) et sémantique (hypertrophie) a été dans les langues une éternelle menace, une éternelle cause de disparitions lexicales; la création lexicale a été dans les langues une éternelle activité réparatrice exigée par la collision<sup>82</sup>.

Diese klare Zweiteilung in Homonymie und Polysemie findet sich auch an einer anderen Stelle, wo Gilliéron hinsichtlich des Woutersatzes schreibt:

Cette substitution et cette coexistence [von Erb- und Buchwörtern] ont leur origine dans le besoin de clarté, dans le besoin de distinguer les uns des autres des *homonymes de sémantique différente* et des *sémantiques différentes dans un seul et même mot*, d'effacer dans la langue deux éléments d'obscurité. La sursaturation phonétique et la sursaturation sémantique, qui, en réalité, ne sont qu'un seul état pathologique, réclament la même médication, la substitution<sup>83</sup>.

Während er jedoch für das Phänomen der störenden Homonymie allgemein sehr viele Beispiele aus den französischen Mundarten anführt, wird die störende Polysemie in seinen Arbeiten weniger deutlich dargestellt, was sicherlich seine Ursache in der Schwierigkeit hat, überzeugend die Gründe aufzuzeigen, warum ein Wort mehrere verschiedene Bedeutungen annimmt<sup>84</sup>. Im Rahmen der Untersuchungen über die Bezeichnungen der Biene zeigt Gilliéron<sup>85</sup>, daß die Homonymenkollision zwischen den Nachfolgern von lat. APIS und \*AUCELLUS im nordfranzösischen Raum zum Untergang beider Wörter geführt hat. Der Inhalt ›Vogel‹ wurde daraufhin von der Bezeichnung für den Sperling mit übernommen, wodurch die beiden regional differenzierten Wörter *moineau* und (*le*) *moisson* polysem wurden. Es ist leicht ersichtlich, daß eine solche Polysemie sich störend auf das Funktionieren der Sprache auswirkt, weil die lexikalische Opposition zwischen Gattung und Art nicht mehr funktioniert. Die Abhilfe kam nach Gilliéron in diesem Fall aus Paris, aus der Standardsprache, der *oiseau* für den Inhalt ›Vogel‹ entlehnt wurde.

Obwohl Ullmann die Sprachgeographie als die »*méthode la plus exacte pour diagnostiquer la polysémie intolérable*« bezeichnet<sup>86</sup>, hält er doch die Bedeutung, die Gilliéron der Polysemie zuschreibt, für etwas übertrieben,

<sup>82</sup> Gilliéron (1918), S. 157.

<sup>83</sup> Gilliéron (1918), S. 258 (unsere Hervorhebung).

<sup>84</sup> Jaberg (1908), S. 27 kann dagegen anhand der sich wandelnden Mode deutlich zeigen, wie durch den Wandel des Inhalts von *chausses* ›Strümpfe‹ zu ›Hosen‹ der erste Inhalt von *chaussettes* übernommen wurde, welches zunächst die Socken bezeichnete.

<sup>85</sup> Cf. Gilliéron (1918), S. 155ff.

<sup>86</sup> Ullmann (1969), S. 212.